

FRIEDRICH VON HARDENBERG INSTITUT
FÜR KULTURWISSENSCHAFTEN

Akademietag der Pädagogischen Akademie am Hardenberg Institut

Samstag, 28. März 2009, 10-18 Uhr
Rudolf-Steiner-Schule , Hamburg-Wandsbek

Wer stolpert, fällt nach vorn

Krisen in der Biografie von Kindern und Jugendlichen
und wie wir damit umgehen können

mit Dr. Olaf Koob (Berlin) u. a.

Genaueres ab Dezember 2008 unter: www.paedagogische-akademie.de



Soeben erschienen

Karl-Martin Dietz

**Jeder Mensch ein Unternehmer:
Grundzüge einer dialogischen Kultur**

Schriften des Interfakultativen Instituts für Entrepreneurship
an der Universität Karlsruhe (TH) Bd. 18
Universitätsverlag Karlsruhe 2008
ISBN: 978-3-86644-264-1

„Jeder Mensch ein Unternehmer“ ist keine empirische Sachstandsbehauptung, sondern die Formulierung eines Potenzials, das in jedem Menschen liegt. Die Entwicklung dieses Potenzials wird zur dringlichen Aufgabe angesichts der Anforderungen, die dem Individuum heute in seiner Lebenswelt begegnen. Sie wird nur durch die eigene, innere Aktivität des Einzelnen möglich.

Karl-Martin Dietz entwickelt im thematischen Spannungsfeld von Führung und Selbstführung die Grundzüge dieser Selbstentwicklung in dialogischen Prozessen.

Auskunft und Anmeldung: Pädagogische Akademie, Hauptstraße 59, 69117 Heidelberg
Tel.: 06221-650170, Fax: - 21640, info@paedagogische-akademie.de
www.paedagogische-akademie.de www.hardenberginstitut.de

Amerikanische Träume

Impressionen einer Fahrt von Cincinnati nach Boston wenige Tage vor der Wahl

Matthias Fechner

Moraltheologie

Snyper zieht das Magazin aus der Glock 21, schiebt eine Patrone heraus und legt sie auf den Schreibtisch. Ihre Spitze ist abgeflacht und offen. Dieses Dum-Dum-Geschoss, erklärt er lächelnd, pilzt im Körper des Kerls auf, der durch den »vertical coffin«, den senkrechten Sarg, tritt. Damit meint er die Türe zu seinem Schlafzimmer, wo sich die Familie hinter Snyper verschanzen muss, wenn der Mob brandschatzt und plündert. Angst, meint er, habe er davor schon lange nicht mehr. Dutzende Male habe er das mit seiner Frau und den beiden Kindern geübt. Die Bewegungen liefen so geschmiert wie die Mechanik der Kalaschnikow, die er seinem Sohn zum vierzehnten Geburtstag geschenkt hat. Zufrieden streicht Snyper an seinem ergrauten Bart. Der Ärmel des karierten Hemdes rutscht dabei leicht nach unten, eine tätowierte Schlange züngelt uns auf seinem Handgelenk entgegen. Mein Blick schweift über die Regale in seinem Büro. Viele Bücher, die meisten zum amerikanischen Bürgerkrieg. Davor stehen gerahmte Fotos, auf denen sich Snyper in der Uniform eines Offiziers der Südstaatenarmee präsentiert. Er nehme, erwidert er auf meinen neugierigen Blick, regelmäßig am Nachstellen der großen Schlachten des Krieges teil: Gettysburg, Shiloh, Antietam, alle habe er mitgemacht. Es gibt auch Familienportraits. Und Bilder, die ihn auf seiner Harley-Davidson zeigen. Dazwischen liegt hier eine Kanonenkugel aus Fort Donelson, dort ein Messer.

Dann zeigt uns Snyper seine zweite Lebensversicherung. Flink zieht er eine weitere Pistole aus seiner schwarzen Lederweste und zielt auf meine Brust. Erwischt ihn der Mob auf der Straße, beruhigt mich Snyper, ergibt er sich erst einmal, streckt den Gegnern den Knauf der ersten Pistole hin. Wenn die Angreifer dann näher

treten, greift die andere Hand in die Weste und ... So fühlt sich Snyper gut gerüstet für den Ausgang der Wahl. Er weiß: Wird Obama nicht gewählt, laufen die Schwarzen Amok. Gewinnt er die Wahl, wird Obama erschossen. Die Milizen in Wisconsin und Michigan, versichert uns Snyper, die paramilitärisch organisierten Rassisten, die ihre Übungen in den Wäldern an der kanadischen Grenze abhalten, werden schon dafür sorgen. Sie werden, sagt Snyper, auf ihrem Grundrecht beharren, Schusswaffen zu tragen und sich nicht einfach von einem Barak Obama entwaffnen lassen. Wenn der schwarze Mob dann um drei Uhr morgens durch die Straßen der Weißen tobt, wird sich Snyper mit seiner Familie im Schlafzimmer verbarrikadieren und warten. Die Pistolen in Griffweite, den Zeigefinger um den Abzug eines M16-Sturmgewehres gekrümmt. Zum Abschied spielt uns Snyper auf seinem Radiorekorder den Song *Freebird* von Lynyrd Skynyrd vor und zeigt uns seine Lieblingstätowierung: Ein Adler in den Farben der Südstaaten. Dann verabschiedet er uns mit jovialem Handschlag. Draußen schaue ich noch einmal auf das Schild an seiner Bürotür: Professor Jerry Snyper. Moraltheologie. Hamilton Christian University. Waffen sind auf dem Campus übrigens streng verboten.

Answers in Genesis

Um noch mehr zu lernen, fahre ich nach Petersburg, Kentucky. Dort hat der australische Prediger Ken Ham 2007 das Creation Museum gegründet. In großen, klimatisierten Räumen zeigt es die biblische Schöpfungsgeschichte, die Ham und seine Organisation *Answers in Genesis* als einzig richtige Quelle zur Entstehung der Erde gelten lassen. Die Kennzeichen an den großen Mittelklasselimousinen auf dem

Parkplatz lassen darauf schließen, dass hier Besucher aus allen Teilen der Vereinigten Staaten ihren Glauben weiter festigen möchten. Schon am Eingang haben sich vor künstlichen Felsen, von denen Dinosauriermodelle blecken, längere Schlangen gebildet. Die Menschen wirken respektvoll, alle sind weiß und bemüht freundlich. Selbst der Wachmann grüßt Besucher mit einem forschen »Good Morning, Sir!«

Da Ham vor seiner evangelikalischen Berufung Lehrer war, ist die Ausstellung ebenso plastisch wie klar gestaltet. Die Besucher bewegen sich durch ein dreidimensionales Lehrbuch auf Grundschulniveau, das in sieben Kapiteln das religiöse Verständnis Hams erklärt. Creation (Schaffung der Erde), Corruption (Sündenfall), Catastrophe (Sintflut), Confusion (Babel), Christ (Leben Jesu), Cross (Passion), Consummation (Erfüllung). Beim Rundgang sieht das folgendermaßen aus: In einer Kunstblumenaue sitzen zwei Wachsfiguren, einen Apfel verspeisend. Sie sind nackt, also Adam und Eva im Paradiese. Im nächsten Raum folgt die Strafe. Schimmerlicht, fleckige Brandmauern, hinter zerbrochenen Fensterscheiben flackern auf Bildschirmen sündige Geschichten (hier: Drogen, Gewalt, sexuelle Exzesse), was die Besucher besonders fasziniert. Eine Großfamilie der Amish verweilt gebannt vor einem der Monitore. Dazu gibt *Answers in Genesis* weitere Erkenntnisse: Sogar die Dinosaurier, die vorher Vegetarier waren, sind nun verdammt zu töten, um ihren Fleischhunger zu stillen. Im nächsten Raum aber spült die Sündflut endlich das verderbte Leben von der Erde. Gott sei Dank hat Noah vorher seine Arche bauen lassen, was man nicht nur am detaillierten Modell nachvollziehen, sondern auch an einem Teil des Weltschiffes in Originalgröße studieren kann. Weitere Stationen führen zu Moses, Luther, dem Apostel Paulus oder Methusalem, der mit brüchiger Bandstimme über sein Alter klagt. Vor dem Kino, wo Schauspieler in einem Film als Zeitzeugen (Legionär: »Folks, that guy Jesus, he really was the son of God«) über das Leben Jesu berichten, frage ich den Vater einer siebenköpfigen Familie, wen er denn wähle? Weder Obama noch McCain, antwortet er, sondern Chuck Baldwin, den Kandidaten der

Constitutional Party, die auch von prominenten Vertretern der religiösen Rechten, wie Jerry Falwell und Pat Buchanan, unterstützt worden ist. Sie fordern ein Leben getreu dem Wortlaut der Bibel und der amerikanischen Verfassung. Da dies in staatlichen Zusammenhängen jedoch nicht mehr gewährleistet ist, beschuldigt der Vater seine Kinder zuhause, auf der Farm. Im Souvenirshop des Museums kann man dafür auch Lehrbücher zu allen relevanten Fächern kaufen. So vermeiden die Eltern, dass ihre Kinder mit scheinbar unchristlichem und nutzlosem Wissen (Evolutionstheorie, Fremdsprachen usw.) belastet werden.

Die Wahlergebnisse in den landwirtschaftlich geprägten Flächenstaaten wie Oklahoma und Nebraska überraschen daher kaum. Dort gewann McCain in fast jedem County (Bezirk) souverän die absolute Mehrheit der Stimmen. Diese waren jedoch eher gegen Obama gerichtet, den Schwarzen, der seinen Drogenkonsum (als Student) öffentlich zugegeben hatte. Der die Steuern erhöhen möchte, um das Geld der Farmer an Sozialhilfeempfänger zu verteilen. Schlimmer noch: Der das wichtigste Grundrecht, das Recht auf Waffenbesitz, beschneiden, vielleicht sogar beseitigen möchte.

Danach besuche ich die Wahlkampfbüros der Republikaner und der Demokraten in Cincinnati, Ohio. Was motiviert Menschen, ehrenamtlich zumeist, für John McCain oder Barack Obama zu arbeiten? Die Organisatorin der Republikaner, Anne, erklärt, dass ihre Helfer vor allem Angst vor Veränderung hätten. Gerade die Kandidatur Obamas, eines Schwarzen, um den sich viele Gerüchten rankten, verstöre vor allem ältere Menschen sehr. Viele unterstützen gleichzeitig die Wiederwahl von *Congressman* Steve Chabot, der aus einfachen Verhältnissen in Cincinnati stamme und sich im Repräsentantenhaus in Washington stark für die Menschen aus Ohio eingesetzt habe. Anders als in Kalifornien spielten jedoch in Ohio die Volksabstimmungen (Bau eines Spielkasinos, Wucherzinsen bei Kleinstkrediten) eine geringere Rolle. Bei den Demokraten sind weniger Helfer anzutreffen. Sie sind jünger, wirken studentisch, ihre Motivation ist noch einfacher: Obama. Er soll den Wan-

del herbeiführen, alles zum Guten wenden. Anders als bei den Republikanern ist die Stimmung hier einerseits entspannter, siegesgewisser. Die Angst vor einer Niederlage aber auch größer. In einem Greyhound Bus fahre ich nach Boston. Die Wahl ist unter den Passagieren kein Thema. Wer überhaupt wählt, stimmt für Obama. Viele Fahrgäste sind Schwarze, manche Latinos, wenige Weiße. Wer in den Vereinigten Staaten lange Strecken mit dem Bus fährt (eigentlich: fahren muss), gehört zur Unterschicht. Bis Pittsburgh versuche ich mit meinem Nebensitzer ein Gespräch zu führen. Er kommt aus Ghana, hat allerdings Schwierigkeiten, sich auf Englisch zu artikulieren, was ihm hilft, die wiederholte Frage nach seinem Namen nicht zu verstehen. Tim, der in Pittsburgh zusteigt, gibt sich gesprächiger. Zwei Stunden berichtet er ausführlichst über streng geheime Einsätze, die er als Navy Seal (Kampfschwimmer) überstanden haben will. Die Wahl interessiert ihn nicht, die Finanzkrise schon. Denn, meint er, die Preise für Hummer seien nun gefallen und damit auch sein Lohn, weil er eigentlich für einen Hummerfischer in Maine arbeitet.

Generalabsolution

Meine letzte Station ist die Universität Harvard, die in Boston de facto ein eigenes Viertel bildet. Um es vorweg zu nehmen: Hier treffe ich keinen einzigen Unterstützer McCains. Die Stimmung unter den meisten Studenten, auch bei einigen Professoren, ist angespannt, fast febril. Niemand möchte sich einen Tag vor dem Ausgang der Wahl noch differenziert zum Thema äußern. Obama wird geradezu messianisch als Präsident herbeigesehnt. Warum also noch lange diskutieren? Obama werde das Ansehen der Vereinigten Staaten in der Welt verbessern, die Finanzkrise meistern, Arbeitsplätze schaffen, alle Ungerechtigkeiten beseitigen, wird mir immer wieder versichert. Dabei ist es nicht nur Lokalpatriotismus, der die Menschen in Harvard bewegt. Obama hat hier Jura studiert und war Chefredakteur der prestigeträchtigen *Harvard Law Review*. Unbewusst findet für viele Amerikaner eine Generalabsolution an der

Wahlurne statt. Wenn ein Afro-Amerikaner Präsident werden kann, wird der Wahlzettel zum gültigen Ablassbrief. Eine uralte Schuld wird beglichen, selbst eine diskriminierte Minderheit erhält durch die Projektionsfigur Barak Obama Zugang zum allerhöchsten Amt des Landes. Nachdem Obamas Sieg in den Medien gemeldet wird, laufen die Studenten in der Wahlnacht auf den Harvard Square und jubeln, wie man es in Deutschland nur bei der Fussballweltmeisterschaft macht. Minutenlang skandieren sie Obamas Motto: »Yes we can.« Wir sind Präsident. So hat sich der amerikanische Traum für die Wähler Obamas bereits durch das Ausmalen eines Kästchens auf dem Wahlzettel bestätigt. Jeder kann es schaffen. Alles wird gut. Die schlimmen Seiten des Lebens, die Zwangsversteigerungen, die gesperrten Kreditkarten und die horrende Arztrechnung darf man jetzt für einige Tage oder Wochen wegräumen. Selbst die Welt schätzt Amerika wieder, trotz des Krieges im Irak und der Finanzkrise. Setzt Amerika nicht schon wieder globale Maßstäbe? Wie wirkt jetzt das politische Establishment im Alten Europa? Wann bezieht denn der erste Beur als Präsident den Élysée-Palast? Wann wählen die Deutschen ihren ersten türkischstämmigen Bundeskanzler? Und wann wird der erste Afrikaner zum Papst gekürt?

Gerade an diesem Punkt aber wird sich entscheiden, ob das politische Bewusstsein, das unter dem scheidenden Präsidenten Bush auf schmerzhaft Weise erwacht ist, von Dauer bleibt. Sollte die Wahl Obamas der größte Triumph seiner Amtszeit gewesen sein, diene seine Biographie alleine dazu, in Selbstzufriedenheit weiter zu träumen, dann wäre es wohl besser gewesen, George W. Bush hätte Chuck Baldwin zum Präsidenten ernannt.

Post scriptum: An der Hamilton Christian University wurde inzwischen ein Verfahren gegen Jerry Snyder eingeleitet. (Die Namen des Professors und der Universität wurden vom Verfasser geändert.)

MATTHIAS FECHNER, geb. 1966, in Sheffield/UK promovierter Literaturhistoriker, seit 1998 Waldorflehrer. – Kontakt: matthias-fechner@gmx.de

Hoffnungsträger Barack Obama?

Anmerkungen aus europäischer Sicht

Roland Benedikter

Barack Obama hat Amerika und der Welt einen historischen Tag beschert. Ich bin ihm einmal an der Westchester Universität in Pennsylvania begegnet: Er ist mit Abstand der begabteste, intellektuell gewandteste und fähigste Politiker, den ich je erlebt habe – ein charismatischer Redner von Natur aus, der mit der Magie der Worte Realitäten, gemeinsame Räume schaffen kann. Dies durchaus in der Tradition der griechischen Redner des Altertums, die bei uns ja sehr vernachlässigt werden, aber an den anglo-amerikanischen Elite-Universitäten nach wie vor von größter Wichtigkeit sind. Wenn man seine Reden in ›neutraler‹ Schriftform objektiv anschaut, sind sie oft durchaus plakativ und oberflächlich. Aber von ihm gesprochen scheinen sie an Tiefe zu gewinnen.

Nach den Bush-Jahren tut ein intellektueller Präsident richtig gut. Obama ist einer der ganz wenigen wirklichen Intellektuellen in den USA, die selbst Entscheidungsverantwortung übernehmen. Trotzdem ist er auch ein eiskalter politischer Profi, der seine Karriere bewusst geplant und zum Teil auch brutal durchgezogen hat. Sonst wäre er nie so schnell so weit gekommen. So servierte er z.B. seine wichtigste Förderin im Bundesstaat Illinois eiskalt ab, sobald er mächtig genug war, an ihre Stelle zu treten. Jeder in Illinois wusste von Anfang an, »dass er brutal genug ist, um ganz nach oben zu kommen.« Es war geradezu ein Sprichwort.

In Amerika und weltweit ist die Begeisterung groß. In den akademischen Kreisen und in der amerikanischen Mittelschicht scheint mir die Stimmung aber unangemessen euphorisch zu sein. Obamas Sieg bedeutet zwar in der Tat einen intellektuellen Neuanfang für Amerika. Doch beginnt mit dem Tag seiner Wahl unweigerlich auch die Enttäuschung. Denn er wird der Mystifizierung, die ihn nach diesem Sieg nun begleitet, niemals gerecht werden können.

Die Konstellation erinnert mich ein bisschen an John F. Kennedy. Von Kennedy glaubten alle, er sei der ›Retter‹. Er war tatsächlich der große Hoffnungsträger, dessen Ausstrahlung eine ganze Gesellschaft verändert hat. Aber Kennedy hat die Welt verändert, weil er voll und ganz Symbol-Politik machte. Das heißt: Er selbst war die zentrale Botschaft: jung, begabt, modern, offen. Aber hinter den Kulissen war er ein ganz anderer Mensch mit ganz anderen Verhaltensweisen als nach außen hin bekannt war: Liiert mit mafiösen Kreisen, die seine Macht ermöglichten und stützten, war er ein unbeholfener Diplomat, ein schlechter Familienvater und ein außerordentlich brutaler Machtmensch alter Schule. Alle wichtigen Analytiker stimmen heute darin überein, dass nur sein früher Tod die Amerikaner vor der großen Enttäuschung bewahrt hat, in seiner zweiten Amtszeit sein wahres Gesicht kennenzulernen. Politik ist die Kunst des Möglichen, und es gibt keinen ›Retter‹. Es gibt nur Menschen, die das Beste versuchen. Das würde ich zum heutigen Tag auch Obama zugute halten. Jede andere Sicht auf Obama halte ich für schwärmerisch und daher für wenig sinnvoll.

Eine widersprüchliche Persönlichkeit

Über das neue Gesicht der Vereinigten Staaten darf sich auch »Old Europe« freuen: jünger, moderner und vor allem weltoffener. Doch gerade in Zentraleuropa sollten wir uns hüten, Obama zu mystifizieren. Dass er Hoffnung stiftet, ist gut. Aber er ist auch eine in sich zutiefst gespaltene und widersprüchliche Persönlichkeit zwischen Glauben und Rationalität, zwischen regressiver und progressiver Spiritualität, zwischen Emanzipation und US-Traditionalismus. Die hunderttausenden Menschen in Europa, die Obama in Berlin wie einem neuen Messias

begegnet sind, waren aus meiner Sicht naiv, zum Teil auch peinlich für den alten Kontinent. In den USA hat das übrigens auch fast jeder so empfunden, weil die meisten Amerikaner wissen, dass Obama in seinem ideologischen und persönlichem Zentrum ein kirchengebundener Amerikaner alter Schule ist – »a true-blue, down-to-earth American«.

Obama ist ein stark traditionalistisch eingestellter Machtmensch, der durchaus aus dem System erwächst, aus dem er kommt. Dieses wird er zwar bis zu einem gewissen Grad weiterentwickeln, doch hat er keineswegs die Absicht, es fundamental zu erneuern. Er will Amerikas Vorherrschaft in der Welt zementieren – die Vorherrschaft eines grüneren, liberaleren, demokratischeren Amerikas zwar, aber doch die Vorherrschaft Amerikas. Das wird in den kommenden Jahren nach und nach unweigerlich sichtbar werden.

In seiner traditionalistischen, in vielerlei Hinsicht rückwärts gewandten religiösen Bindung und in seinen Grundauffassungen von Amerika ist Obama ein viel traditionellerer Politiker, als viele das nun im Rausch der Begeisterung aus seinen Reden und den Medien entnehmen. Sein Buch *Hoffnung wagen. Gedanken zur Rückbesinnung auf den American Dream* (Riemann Verlag 2008) spricht Bände. Dort schreibt er von seiner Unterstützung der Erdölbohrungen in Naturschutzgebieten, der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der globalen Vorherrschaft Amerikas, der prinzipiellen geistigen Überlegenheit des christlichen Westens über alle anderen Zivilisationen (nicht: Kulturen). Wohlgemerkt: Es geht um eine »Rückbesinnung«, nicht um etwas wirklich Neues.

Obama will, wie Amerika insgesamt, Gleichheit institutionalisieren. Das ist der amerikanische Traum: Alle dürfen gleich sein. Dies hat Amerika zwar nie erreicht, darin liegt aber das geistige Ringen dieser Zivilisation. Europa hat einen anderen Traum, wie Jeremy Rifkin herausgearbeitet hat: Alle dürfen verschieden sein. Europa will Diversität institutionalisieren. Daraus ergeben sich, wenn auch im Rahmen derselben Bemühung im Gefolge der amerikanischen und französischen Revolution, unterschiedliche kul-

turelle Schwerpunkte. Meiner Meinung nach ist der europäische Traum qualitativ weiter fortgeschritten als der amerikanische. Deshalb ist für mich Obama nicht der große Neuerer. Er verfolgt einen Traum, über den Europa bereits hinaus ist.

Amerikas Empire-Status wird zu Ende gehen

Dies gilt auch globalpolitisch. Obama wird weltweit als der große Neuerer gefeiert, der Amerikas Führungsrolle wieder »gut« machen wird, nachdem George W. Bush sie in den Niedergang geführt hat. Aber weltweit sind sich alle ernsthaften Beobachter einig, dass die Zeit der US-Weltherrschaft, der einzigen Supermacht und ihrer nach dem Fall der Berliner Mauer einseitig verkündeten »Neuen Weltordnung« zu Ende geht. Amerikas Empire-Status wird noch in diesem Jahrhundert zu Ende gehen. Einer der wichtigsten Kenner der internationalen Politik, der an der RMIT Universität Melbourne lehrende US-Bürger Joe Siracusa, sagte mir vor kurzem: »Ich freue mich schon so sehr auf die Post-Empire-Phase der USA. Dann wird es wieder ruhiger.« Vielleicht wird dies nicht während unserer Lebenszeit geschehen, aber während der unserer Kinder sehr wahrscheinlich. Eine multipolarere Welt ist im Entstehen. Obamas Siegesrede, in der er darauf verweist, Amerikas Rolle in der Welt wiederherzustellen, ist historisch überholt. Amerika wird nie mehr die Sonderrolle einnehmen, die es in den vergangenen 15 Jahren einnahm – weder politisch, noch ökonomisch, noch kulturell. Insofern sind manche Ansichten Obamas anachronistisch und zeugen von einem Vergangenheits-, nicht von einem Zukunftsbewusstsein.

Trotzdem trägt er die Hoffnung Amerikas und der Welt – zu Recht. Denn: Er ist ein Ausnahme-Talent. Aber wir in Europa sollten daran denken, dass Obama Amerikaner ist – und wir Europäer. Daraus ergibt sich unsere zukünftige Stellung zu ihm. Wir sollten mit ihm zusammenarbeiten. Aber wir sind nicht Obama. Europa wird nie Obama sein. Europa hat eine andere Tradition und eine andere Zukunft, die es mit seiner Hilfe gestalten kann.

Ein Linker an der Spitze Amerikas?

Obama ist – nach europäischen Maßstäben – ganz sicher kein Linker. McCains Warnung vor dem Sozialismus war nur Teil eines durch und durch verpatzten Wahlkampfes, in dem dieser viele Aussagen machte, die er gegenüber seinen eigenen Anhängern immer wieder zurücknehmen musste. Obama ist eher ein religiöser Mittelschichtvertreter mit starkem Rassen- und Emanzipationsbewusstsein, der allerdings selbst viele Millionen Dollar pro Jahr verdient und daher politisch-ökonomisch der konservativen Oberschicht angehört, wie übrigens fast jeder US-Präsidentschafts-Kandidat. Das ist eine Mischung, die man sich in Kontinentaleuropa nur schwer vorstellen kann. In den USA ist sie nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 möglich. Obama ist in vielerlei Hinsicht ein Widerspruch in sich selbst: zwischen Religion und Modernität, zwischen Tradition und Erneuerung, zwischen Einkommens-Oberschicht und strukturell benachteiligten Schwarzen, zwischen Rassen-Bewusstsein und nach wie vor protestantisch-weißem, englischsprachigem (statt mehrsprachigem) Einheits-Anspruch der USA. Auf diese Widersprüche sollten wir als »kantianische«, das heißt jedem Vernunftanspruch gegenüber selbstkritisch gesinnte Europäer achten.

Diese Wahl bedeutet auch nicht das Ende des schrankenlosen Neoliberalismus. Obama ist ein überzeugter Vertreter des US-Kapitalismus, der das System nicht verändern, sondern nur berechenbarer und für die Allgemeinheit zugänglicher machen möchte. Aber möglicherweise wird unabhängig von dieser Wahl mit der globalen Finanzkrise das viel und oft vorhergesagte Ende des Neoliberalismus erste Schritte machen. Dass wir in einer globalen Systemverschiebung im vierdimensionalen Spannungsfeld zwischen Wirtschaft (Krise des Neoliberalismus), Politik (Krise der Neuen Weltordnung), Kultur (Krise der Postmoderne) und Religion (globale Renaissance der Religionen) leben, steht für mich außer Frage. Diese vierdimensionale Systemverschiebung ist sogar die wichtigste und spannendste Entwicklung

der Gegenwart, von der auch Europa nicht unberührt bleiben wird. Inwieweit Obama darauf Einfluss nehmen wird und kann, ist derzeit schwer zu sagen. Die Wahl an sich ist dafür nicht belangvoll.

Skeptiker hatten bis zuletzt bezweifelt, dass Amerika reif für einen Schwarzen im Weißen Haus sei und befürchtet, dass viele weiße Wähler in den Wahlkabinen ihren rassistischen Ressentiments freien Lauf lassen würden. Auch nach der Wahl ist dies nicht nur ein europäisches Vorurteil. Obama ist ein Sonderfall. Man sehe nur auf die »WASP«-Eliten der USA (weiss, englischsprachig, protestantisch). Man sehe nur auf das Buch eines der wichtigsten Meinungsmacher, Samuel P. Huntington, *Who are we? Die Krise der amerikanischen Identität* (2004), in dem dieser die klassischen WASP-Eigenschaften als Voraussetzung des Weiterbestandes des amerikanischen Weltreiches einfordert. Obama ist bis zum Beweis des Gegenteils nur ein Durchbruch an der Spitze. Es muss sich erst erweisen, ob ihm, über die allgemeine Symbolwirkung hinaus, ein Durchbruch an der Basis folgen wird. Derzeit ist das sicher noch nicht der Fall, auch wenn wir das erhoffen.

Für die kommenden Jahre bin ich jedoch zuversichtlich. Symbol-Politik hat als wirklichte Kulturpolitik eine viel größere Wirkung als Realpolitik oder Machtpolitik im 21. Jahrhundert. Das wird sich auch im Fall Obama zeigen – unabhängig von seinen einzelnen Handlungen. Obama selbst ist die Botschaft. Die Tatsache der bis dahin für unmöglich gehaltenen Präsidentschaft eines jungen schwarzen Intellektuellen an sich wird das System der USA weiterentwickeln – vermutlich mehr als Obamas einzelne Handlungen. Und das wird, so steht zu hoffen, für die ganze Welt ein Vorteil sein.

ROLAND BENEDIKTER (43), DDDr. (Soziologie, Politikwissenschaft, Erziehungswissenschaft), ist Visiting Professor 2008-09 in Cultural and Social Sciences an der *School of Global Studies, Social Science and Planning* der Royal Melbourne Institute of Technology University Melbourne, Australien, und, seit 2007, Permanent Fellow an der Georgetown Universität Washington DC. Kontakt: rolandbenedikter@yahoo.de